



## Leseprobe

### Warum leben?

„Warum leben?“, ist der Titel des Buches, dessen Leihfrist abgelaufen ist. Heute will ich es verlängern lassen. Ich schaue auf die Uhr: zwanzig vor elf.

Warum lesen?, hatte ich zuerst gedacht, als ich den schmalen Band aus dem Regal zog – obwohl ich mir diese Frage noch nie gestellt habe, die andere schon.

Immer wenn ich schnaufend im zweiten Stock angekommen bin, sehe ich als erstes das Schild mit der Aufschrift „Auskunft“ und darunter die Bibliothekarin. Den Kopf mit der Eulenbrille schräg gestellt, versucht sie, meine Fragen zu verstehen und die Bücher aufzutreiben, die ich lesen will. Solange sie hier mit mir altert, wird keiner was von meinem Asthma erfahren, außer dem Mabuse natürlich, meinem Doc.

Ich will hier nicht weg.

Nach dem Gespräch mit ihr hole ich mir eine Tasse Kaffee bei der Studentin auf der Galerie, eine Treppe tiefer, auf dem Rand der Untertasse ein gelbes Plätzchen, das nach wenigen Schritten in der überschwappenden Brühe eingeweicht ist. Der Keks ist der Grund dafür, dass ich hier meinen Kaffee trinke.

Ich blättere in den neuen Ausgaben von „Stern“ und „Emma“ und schaue nach unten, auf die große Eingangstür. Die Besucher halten sie mit dem Gesäß offen, während sie – so wie ich – stapelweise Bücher herein- und hinausbalancieren.

Einen Tag in der Woche verbringe ich in der wichtigsten Einrichtung der Stadt, und vorher sitze ich – wie jetzt auch – eine Weile auf einer Bank im Geißelschen Garten und warte darauf, dass sich die Tür öffnet – meistens scheint es Januar zu sein, der Wind pfeift durch den Mantel, mein Hintern friert am Holz fest.

Im Sommer spielen ein paar Männer auf dem Platz Boule. Ich kenne sie flüchtig, so wie man die Leute in dieser Stadt schon mal gesehen oder mit ihnen zu tun gehabt hat, vielleicht sind sie die Ehemänner von früheren Freundinnen, oder Kunden, die damals in der Apotheke eingekauft haben.

Einmal war einer dabei, den ich lange nicht gesehen hatte. Er sah aus, als habe er die ganzen Jahre woanders verbracht und sei dann so zurückgekehrt, wie er gegangen war. Lange betrachtete ich die krausen, schwarzen Haare und den jungenhaften Gesichtsausdruck, während seine Hand genau auf die kleine Kugel zielte. Er würde mich nicht erkennen, selbst wenn er jetzt aufsähe.

Früher hatte ich lange Haare, ich trug Jeans und einen kurzen Blazer auf dem Weg zur Arbeit, an der Kaiserpfalz und am Dom vorbei, über den Marktplatz in die Gasse, die „Grube“ genannt wird.

Noch zehn Minuten. Ich ziehe das zweite Buch aus dem Stapel neben mir. „Leise singende Frauen“, von Wilhelm Genazino. Dreimal habe ich es gelesen.

Genazinos Erzähler erlebt nichts. Kein bahnbrechendes Ereignis verändert sein Leben, er ist weder in Unfälle oder kriminelle Taten verwickelt, noch fällt ihm ein Schwan auf den Kopf, wenn er die Straße überquert.



Über seinen Tagesablauf erfährt man nichts, wenn man den Roman liest, niemand kann sagen, ob er einem Beruf nachgeht, arbeitslos oder schon in Rente ist. Und doch weiß man alles über ihn.

Genazinos Erzähler beobachtet. Tauben picken in weggeworfenen Kartons, eine Frau liest einen Brief, Penner trinken ihr erstes Bier im Park, ein Liebespaar küsst sich hinter einem Busch. Auf einer Brücke steht ein verlassenes Paar Stöckelschuhe. Der Höhepunkt des Tages, der Woche sogar, sind die Möwen, die über dem Häusermeer auffliegen, und die Brieftaube, die dem Erzähler den beringten Fuß hinstreckt, damit sie nicht mehr der vorgegebenen Bahn folgen muss.

Im Kaufhaus fällt dem Erzähler eine Geschichte ein, die von einem Jungen handelt. Paul hat seine Eltern vor der Deportation gewarnt. Er war ein Beobachter. Er fand heraus, dass die Nazis immer nachts zu den jüdischen Familien kamen, immer am Samstag, selten am Sonntag. Die Eltern und er mussten sich also nur am Wochenende in das von einem Freund angebotene, leerstehende Firmenbüro begeben, um der Deportation zu entgehen. Pauls Mutter glaubte ihm nicht. Sie und der Vater wurden in einer Samstagnacht, die Paul im Büro verbrachte, abgeholt.

Der Junge hat sie nie wiedergesehen.

An dieser Stelle des Genazino-Romans öffnet sich die Tür zur Stadtbibliothek, aber ich senke den Blick wieder in mein Buch, in dem jetzt ein Stadtstreicher einen Mülleimer inspiziert. Jeden Tag tut er das, immer denselben Mülleimer, ohne etwas zu finden. Schließlich füllt der Erzähler, bevor der Obdachlose kommt, den Mülleimer mit Broten, die er aus den Containern vor der Schule gefischt hat.

Der Penner legt die schön verpackten Brote in seine Plastiktüte, ohne eine Miene zu verziehen. Er geht zu einer Bushaltestelle, greift in die Tüte, wickelt ein Brot aus und fängt an zu essen. Ein einziges Mal, nur an diesem Tag, gehört er zu den Leuten, die an dieser Bushaltestelle stehen und etwas verzehren – eine Bratwurst, eine Brezel oder einen Apfel.

Ich klappe den Roman zu, nehme meinen Bücherstapel auf und gehe auf die Tür zu.

Warum lesen? Das ist keine Frage, wenn man Genazino durch die Stadt folgt.

Warum leben? Das ist keine Frage, solange ich lese.